

Der Froschkönig oder der eiserne Heinrich

Das Märchen als Bild menschlicher Entwicklungsstufen

Michael Martin, Herbst 1992

Motto:

„Das richtige Verhalten zu Symbolen ist das, dass man sie macht und erlebt; so wie man schliesslich auch Fabeln, Legenden, Märchen nicht bloss im Abstrakten aufnehmen soll, sondern sich damit identifizieren soll. Es gibt immer etwas im Menschen, wodurch man in alle Gestalten des Märchens hineingehen kann, eins werden kann mit dem Märchen.“

(Rudolf Steiner, GA233, 12.01.1924)

Früher, als die Märchen noch von Mund zu Mund gingen, lebte unter den Menschen die Gewissheit, dass ihre geistig-seelische Wesenheit im Kosmos urständet und sich allmählich mit dem Leib verbinden muss, der ihr von der Erde gleichsam entgegengetragen wird; denn nur so kann der Mensch sein ihm angemessenes Dasein auf der Erde bestehen. Die Stufen dieses Herabsteigens und der gleichzeitigen körperlichen Entwicklung können wir heute wieder im heranwachsenden Kind durch die Geisteswissenschaft Rudolf Steiners wahrnehmend erkennen. Solche Werdestufen beschreibt bildhaft das Märchen vom Froschkönig oder vom eisernen Heinrich.

In die genannten Reiche der Höhe und Tiefe werden wir schon durch die ersten Sätze eingeführt. Im sonnenhellen Reich des Kosmos herrscht leuchtende Schönheit, die uns von den Töchtern des Königs entgegenstrahlt. Die Weite des Himmels ist erfüllt vom Schein der Gestirne, und die Welt spiegelt ihn durch ihre Schönheit zurück. Denn „Schönheit“ ist sprachverwandt mit „Schein“ und weist unmittelbar auf den Ursprung der Schönheit aus dem Kosmos hin. So wundert sich die Sonne selbst über die unermessliche Schönheit der jüngsten Königstochter, in deren Antlitz sie ihr Ebenbild zurückgespiegelt findet.

Aber sogleich wenden wir uns dem anderen Reich zu, das dicht neben dem Königsschloss des lichten Reiches liegt. Es ist der grosse dunkle Wald. In seinem Innern steht eine alte Linde. Im tiefen Schatten ihrer Krone ruht ein Brunnen. Es ist keine Quelle, die munter aus dem kühlen Grund hervorsprudelt. Der Wasserspiegel des Brunnens verharrt still in einer waagrechten Ebene, und in das klare Wasser kann man senkrecht hineinschauen, gerade auf den Mittelpunkt der Erde zu; denn ein

Brunnenschacht muss senkrecht im Lot gebaut sein, sonst kann man aus ihm kein Wasser schöpfen. Das Wasser aber vermittelt hier den Weg hinab in die Erdentiefen; deshalb ist der Brunnen so tief, „dass man keinen Grund sah“.

Das lichte Reich des Kosmos, der Sonnenhöhen, steht dem dunklen Reich der Erdentiefen gegenüber. Zu diesem räumlichen Gegensatz von oben und unten kommt ein zeitlicher hinzu. Erst nach der Verwandlung des Königssohnes, als eine Nacht verstrichen war, die deutlich das Frühere vom Späteren scheidet, tritt uns ein neues Reich vor Augen durch den treuen Heinrich, der den geliebten König in sein Königreich führen will. Offenbar ist dieses das wichtigste Reich, zu dem die Handlung des Märchens fortschreitet; denn der Titel heisst nicht etwa: „Die Königstochter mit der goldenen Kugel“, sondern er weist deutlich über den „Froschkönig“ auf den „eisernen Heinrich“ hin. Bei ihm liegt der Schwerpunkt der Handlung. Was ist das für ein Reich? Das Gold der Ketten des Gepans, die weisse Farbe der Pferde und die Vogelfedern auf ihren Köpfen deuten auf den Zusammenhang mit dem Kosmos; aber das Eisen der Bande, die der Diener aus Weh und Traurigkeit um sein Herz hatte legen lassen, stammen aus der Tiefe der Gesteinswelt und musste zuerst mit dem Erdenfeuer geschmolzen und gefügig gemacht werden. So sind die beiden ersten Reiche geheimnisvoll in das dritte hineinverwoben. Sie dienen dem dritten Königreich, in dem sich die Treue von Mensch zu Mensch entfaltet hat.

„Treue“ ist eine Eigenschaft der menschlichen Seele, die sich nur durch äussere Trennung, besser gesagt trotz äusserer Trennung entwickeln kann. Treue überwindet das Getrenntsein, das Verlorengehen. Sie kann sich in vielerlei Seelenfähigkeiten und Taten äussern: in stetiger Hilfsbereitschaft, in mutigem Einsatz, in unablässigem Beistand, oder auch in stillem Gedenken. Aus der Ausdauer, die durch keine inneren oder äusseren Widerstände gebrochen werden kann, erbaut sich die Treue. Eine ihrer wesentlichen Voraussetzungen ist die Hingabe, das Mit-Leiden mit dem anderen. So trägt der treue Diener die Verzauberung seines Königs in die Abgründe der Erde mit Schmerz und Wehmut und bewahrt sein Herz mit den eisernen Banden, die ihm die Erde geschenkt hat. Was wäre geworden, wenn sein Herz ohne die Bande vor „Weh und Traurigkeit“ zersprungen wäre? Er wäre dem Königssohn nicht die innere Hilfe geworden, ohne die jener das Eintauchen in die Erdsphäre nicht bestanden hätte. Denn das Wissen um die Treue eines Menschen wird zur sicheren, festen Stütze in Bedrängnis und Gefahr. Dann aber folgt die Erlösung: nach durchlittener Not zerspringen die Bande in befreiender Freude. So führt uns das Märchen in das Reich von Schmerz und Freude, von Bindung und Lösung, das ein rein menschliches Reich, das Seelenreich des Menschen selber ist.

Wir haben nun den raum-zeitlichen Hintergrund betrachtet, auf dem sich nachfolgendes Geschehen zuträgt: Von der Hitze der Sonne getrieben, sucht die jüngste Königstochter die schattige Kühle des Brunnens auf und lässt sich auf seinem Rand nieder. Sie wirft die goldene Kugel in die Höhe, und im Fangen und Werfen erlebt sie ihr höchstes Vergnügen; das ist „ihr liebstes Spielwerk“, bei dem alle stoffliche Schwere überwunden wird und Herz und Sinn, Arme und Hände dem Kosmos entgegenstreben. Das Gold galt bei den alten Völkern stets als das der Sonne geweihte Metall, und die Form der Kugel tut ihre Verwandtschaft mit dem Kosmos dadurch kund, dass sie sich in die drei Dimensionen des irdischen Achsenkreuzes nicht einfügen lässt. Denn sie hat kein Oben noch Unten, kein Rechts und Links, sondern unterscheidet nur zwischen Innen und Aussen, und bleibt deshalb mit ihrer einzigen, gleichmässig gekrümmten Fläche ein Fremdling im Reich der irdischen Dinge. Sich-Drehen und Bewegen ist ihr ureigenstes Element, das sich auch die Technik zunutze gemacht hat, indem sie mit Hilfe des Rades und der Kugel die Schwere überwindet und gewichtige Massen mit Leichtigkeit von Ort zu Ort befördert. Solche dem Kosmos verwandte Motive finden wir im Spiel der Königstochter wieder. Ihr grösstes Geheimnis verbirgt die Kugel aber dort, wo allenthalben neues Leben aus ihrer schützenden Hülle entspringt, sei es im Ei, sei es in den Knospen der Pflanzen. Sie deuten alle in ihrer kugeligen Form auf einen noch paradiesischen, einen vor-irdischen, kosmischen Ursprung hin, den das Märchen mit nur wenigen Sätzen beschreibt.

Nun tritt aber bald ein Missgeschick ein, das den himmlischen Frieden im Leben der Königstochter empfindlich stört: sie verfehlt die Kugel, so dass sie zu Boden fällt. Nein, sie fällt nicht zu Boden, sondern sie schlägt auf der Erde auf! Wir empfinden den Widerstand, den die Erde bietet, und die aufweckende Steigerung, die durch diesen Ausdruck gegeben ist. Dann rollt sie geradezu, wie es scheint ganz zielvoll, ins Wasser hinein. Die Königstochter aber nimmt nur wahr, was geschieht; sie folgt der Kugel mit den Augen nach, springt nicht auf, um die Kugel zu halten. Nur das kosmische Licht-Sinnesorgan des Auges ist tätig, zu einem willenshaften Eingreifen kann sich das Königskind nicht aufraffen. Die Kugel aber versinkt in der Tiefe des Brunnens, angezogen von der Schwerkraft, die im Innersten der Erde urständet. Über diese unvermutete erste Berührung mit dem Reich der Erdentiefe bricht die Königstochter in schmerzvolles Wehklagen aus.

Da taucht aus der Tiefe der Bote des unteren Reiches auf. Es kann kein Fisch sein; denn ein solcher könnte nicht in das Lichtreich des Königs aufsteigen; das kann nur ein Wesen, das dem wässrigen und dem luftigen Element zugleich angehört, obwohl ihm das Aufsteigen in das luftige entschiedene Mühe bereitet, wie wir später im Palast des Königs sehen werden. Er kann der Königstochter, die leichtfüssig davoneilt, nicht folgen; er ist durch seine Körpergestalt an die Tiefe gebunden. Aber auch in ihrem Herzen, in ihren Gedanken ist die Königstochter zu leichten Sinnes. Sie wendet sich

mit Abscheu zu dem Frosch, der ihr, nachdem sie über den Lohn einig geworden waren, die goldene Kugel aus dem Brunnen heraufholt, der so tief ist, „dass man keinen Grund sah“. Die Königstochter bietet ihm zuerst ihre Schätze an: Kleider, Perlen, Edelsteine, zuletzt sogar ihre Krone, – lauter äusserliche Dinge, die im Schein der Sonne in ihrer Schönheit erglänzen, die im oberen Reich ihre Geltung haben. Davon aber will der Frosch nichts wissen. Er wünscht sich den Gesellen, der ihn lieb hat, gemeinsames Essen, Trinken und Schlafen; das sind alles Vorgänge, Tätigkeiten, die im **Gemüt** leben und dem Leibesleben **innerlich** zugehören. Die Königstochter aber wehrt sich entschieden dagegen, sie möchte in der reinen, von irdischem Geschehen unberührten Sphäre des oberen Reiches, aber unbedingt mit der goldenen Kugel, verbleiben. Dabei zeigt sich etwas für uns Unerwartetes; sie ist unwahrhaftig und handelt unmoralisch. Sie verspricht, was sie von vornherein nicht einhalten will und zeigt dem König unverhohlen ihre Abneigung gegen den Frosch an. Da aber wird für uns die hohe Moral des oberen Reiches offenbar, die der König hütet: „Was du versprochen hast, das musst du auch halten“. Obwohl sie sich ihrem Vater fügt, steigert sich ihr Abscheu vor dem Frosch schliesslich durch die Worte des Märchens: „Da ward sie erst bitterböse“.

An diesem dramatischen Höhepunkt halten wir ein und fragen, wie es möglich ist, dass die jüngste Königstochter, die wir uns in ihrer sonnenhaften Schönheit nur reinen Herzens und voller Güte vorstellen können, sich als ein Wesen zeigt, das nicht unsere Sympathie finden kann, die sich dagegen immer mehr dem armen, verachteten und verspotteten Frosch zuwendet. Dazu erweitern wir unseren Blick über das kosmische und das Erdenreich hinaus und suchen diesen beiden Reichen verwandte, aus dem alltäglichen Leben gut bekannte Gegensätze auf, z. B. das helle, lichte Reich des Tages und das Reich der alles verhüllenden Nacht.

Die Nacht webt einen Schleier der Dunkelheit über die einzelnen Gegenstände, die uns umgeben. Wir können sie nicht mehr voneinander unterscheiden. Wir lösen uns von den einzelnen Begriffen, die sie tragen, und die Seele wird weit und frei für andere Räume, in die sie eintauchen kann. Das Licht des Tages bindet uns in den äusseren Raum ein. Es scheidet und trennt die einzelnen Gegenstände voneinander, so dass wir sie unterscheiden können; die Dunkelheit verbindet, weitet zur grossen Einheit. Durch das Kreuzen der Augenachsen „messen“ wir tagsüber unbewusst den Abstand zu den Gegenständen, auf denen der Blick ruht. Es ist ein ununterbrochenes Distanzieren. Anders ausgedrückt, legen wir dadurch stets unseren eigenen Standort im Raum fest und bilden so eine leibliche Grundlage für unser Selbstgefühl, auf dem das Bewusstsein der Persönlichkeit gründet. Auch „Persönlichkeit“ sein heisst, sich von allen anderen Menschen unterscheiden, sich distanzieren. So gesehen, wechseln in Tag und Nacht Bindung und Lösung, Enge und Weite, Zusammenziehen und Ausdehnen, die im seelischen Bereich als antipathisches und sympathisches Element leben.

Auch die weisse Farbe an den Gegenständen zeigt ihren gleichsam antipathischen Charakter dadurch, dass sie sich vor dem Sonnenlicht verschliesst und es zurückstrahlt, während sich das Schwarz der Wärme des Lichtes öffnet und sie begierig aufnimmt. Selbst der im Sonnenlicht erglitzernde Schnee weist das Licht wie ein Spiegel zurück, und sein Gegenspieler, die Kohle als Repräsentantin des Schwarzen im stofflichen Bereich der Erde, braucht ihre Sympathie zur Wärme hier nicht erst nachzuweisen.

Das seien einige Beispiele dafür, wie im lichten, hellen kosmischen Bereich auch Kräfte walten, die man als antipathische bezeichnen kann. Auch unser Denken ist dem Licht vermählt, worauf noch manche Ausdrücke in der deutschen Sprache hinweisen. Aber dieses Denken, das sich seinen Sitz in der kosmischen Rundung des Hauptes geschaffen hat, berührt die Gegenstände, denen es seine Aufmerksamkeit zuwendet, heute nur noch von aussen. Es muss Abstand nehmen, so wie das Auge, mit dem es verwandt ist, Abstand nehmen muss, wenn es wahrnehmen will.

Jetzt sind wir unversehens wieder bei der Königstochter angelangt, die nur dieses Abstand nehmende, im obigen Sinne antipathische Denken in sich trägt, und sich nicht mit dem, was ihr aus der Tiefe der Dunkelheit entgegen getragen wird, verbinden will. Rudolf Steiner spricht in eindringlichen Worten darüber, wie das Denken in Zukunft böse werden wird, wenn es sich nur einseitig entwickelt, ohne sich mit Gemüts- und Willenskräften zu durchdringen (GA296, 16.08.1919). Das ist heute längst keine Zukunft mehr. Die Königstochter will nicht Geselle sein, will nicht lieb haben, sondern nur ihre goldene Kugel dem Kosmos zuwerfen. Da wird ihr Denken – und folgerichtig auch ihr Handeln – hier auf der Erde böse.

Nun sehen wir das „Missgeschick“, durch das die Kugel auf der Erde aufschlug, in einem anderen Licht. Es ist für die Königstochter die grosse Chance ihres Schicksals, die den Zustand des Spielens in einen dramatischen Vorgang verwandelt, der allein einen Fortgang, eine Entwicklung möglich macht, gegen die sie sich zunächst heftig sträubt, weil sie sie mit ihrem Denken nicht durchschauen, mit ihrer Seele nicht erahnen kann. Ihr kosmisches Bewusstsein erstarrt in Einseitigkeit, weil sie sich nicht aufraffen kann, die Hilfen aus der Tiefe, der Dunkelheit des unteren Reiches, zu empfangen, d. h., Gemüts- und Willenskräfte zu entwickeln. Wir beobachten gespannt, wie nun der Frosch seinerseits die Hilfe der Königstochter braucht, um sich dem Reich der Tiefe, in das er hineinverzaubert wurde, zu entringen. Mit unbeirrbarer Konsequenz fordert er: „Heb mich herauf zu dir“, vom Boden zum Stuhl, vom Stuhl zum Tisch. Die Königstochter gehorcht der Weisung des Vaters, denn es ist ja eigentlich ihr Reich, dem sie zugehört, in dem die moralischen Gesetze der Welt verankert sind. Aber die schwersten Prüfungen stehen ihr noch bevor: das gemeinsame Mahl, das Ge-

selle-Sein durch die Nacht. Ihr innerer Abscheu wird so gross, dass Verzweiflung ihre Seele erfasst und sie „bitterböse“ macht, und nun geschieht das Entscheidende: ihr Wille erwacht am eigenen Widerstand und greift tätig in das Geschehen ein! Sie kann nicht mehr nur „mit den Augen“ verfolgen, was geschieht, wie sie es beim Herabrollen der Kugel in den Brunnen tat, sondern „warf ihn aus allen Kräften wider die Wand“. Da wird der Königssohn in seine eigentliche Gestalt verwandelt, weil sich in der Königstochter eine Wandlung, eine Art Geburt, vollzogen hat, die ihre Eigen-Willenskräfte erweckt und zur Erlösungstat führt. Welch ein Gegensatz: Das Aufschlagen der goldenen Kugel auf der Erde, veranlasst durch verborgene, weise Schicksalsmächte, die von aussen eingreifen und sich der Schwerkraft der Erdtiefe bedienen. Später hören wir, wie auch das Schicksal des Königssohns geheimnisvoll dahinein verflochten ist, weil allein die Königstochter ihn aus dem Brunnen hat erlösen können. Und auf der anderen Seite das Gegenstück dazu in der Tat der Königstochter, die aus allen ihren eigenen Kräften geschehen ist.

Hier kann uns ein Wort von Rudolf Steiner hilfreich sein, in dem er das Aufkeimen der Willenskraft im Menschen auf folgende Weise charakterisiert: „Wodurch wird der Wille regsam? Dadurch, dass die Seele Schwere fühlt durch den Leib. Dieses Zusammenleben der Schwere mit der Seele, das gibt im irdischen Menschen die Tatsache des Willens. Und das Aufhören des Willens vom Menschen selber, es tritt ein, wenn der Mensch im Licht ist.“ („Das Wesen der Farben“, GA291, 10.12.1920). Am Widerstand der Schwere des eigenen Körpers entzündet sich der Wille in der Seele, um diese Schwere zu überwinden. Und der Wille kann nicht im Menschen erwachen, wenn er allein im Licht lebt! Das ist ein grundlegender Gedanke, der uns Verständnis gibt für die Entfaltung des Willens überhaupt. Darüber hinaus kann sich der Wille dann ganz allgemein am Widerstand innerer oder äusserer Art regen und wirksam werden. Sicher ist in unserem Märchen beides der Fall. Denn wir haben gesehen, wie die Königstochter den Frosch aus der Schwere emporhebt und sich dadurch den Schwerekräften entgegenstellt, aber auch den eigenen Widerstand in ihrer Seele überwinden muss.

Nun tritt ihr der Königssohn entgegen nicht nur mit schönen, sondern auch freundlichen Augen, die Zeugnis ablegen von seinen guten Herzenskräften. Hat er sie durch das Leid seiner Verzauberung im Dunkel des unteren Reiches gewonnen? Warum musste er überhaupt durch dieses Reich hindurchgehen? Wir brauchen nur daran zu denken, in welcher Einseitigkeit der Mensch verbleiben müsste, wenn er allein dem oberen Reich zugehören würde, aus dem die Königstochter stammt. Er muss sich mit den tieferen Gemüts- und Willenskräften verbinden, die er nur im Durchgang durch die Abgründe und die Dunkelheit der Erdenwelt gewinnen kann. Diese aber ist durchsetzt und erfüllt von niederen Trieben, Wünschen und Begierden, die den Menschen hinabzuziehen trachten,

gerade so wie die Königstochter sich mit der goldenen Kugel im hellen Sonnenreich zu verlieren droht. Das ist die Verzauberung des unteren Reiches; wer sich mit seinen Kräften verbinden will, muss in die Verzauberung eintauchen. Das ist ausgedrückt durch die hässliche Gestalt des Frosches, in die der Königssohn hineinschlüpfen muss. Aber ihm bleibt bewusst, dass er allein durch die Königstochter des oberen Reiches erlöst werden kann, und sein Diener Heinrich, der in dem mittleren, dem im Märchen zuletzt genannten Reich verbleibt, hält ihm unverbrüchliche Treue und bildet die feste Stütze, die er braucht, um das Verweilen in der Verzauberung durchzutragen. So gelingt es dem Königssohn, das triebhafte Begehren in lautere Liebe zu verwandeln und sie der Königstochter entgegenzubringen und mit ihrer Hilfe sein neues Königreich auf sein selbstloses Wollen zu bauen, aus dem eine reine Moral entspringen wird. Das sind die Früchte, die er sich im Durchgang durch die Erdentiefe errungen hat, und die junge Königin wird das Licht der Sonne den Bewohnern ihres Reiches in liebender Hingabe opfern. Der eiserne Heinrich aber bringt sie beide auf den Schwingen seiner von den Banden befreiten Herzenskräfte in jubelnder Freude in ihr Königreich.

Bisher war es unser Bemühen, die Bilderwelt des Märchens in lebendigem Anschauen auf uns wirken zu lassen. Andere Lebens- und Welterfahrungen tauchten dabei in unserem Innern auf, gesellten sich zu ihnen und erweiterten den Blick zum Erahnen tieferer Zusammenhänge. Nun wollen wir einen solchen Gesichtspunkt aufsuchen, wie er sich aus der Menschenkunde Rudolf Steiners ergeben kann. Dabei verlassen wir vorerst das Märchen selbst und begeben uns unmittelbar in den Strom der Entwicklung des Kindes.

Im ersten Jahrsiebt gehört das heranwachsende Kind dem oberen Reich des Märchens an. Seine Seele ist dem Kosmos zugewendet, aus dem es seinen Weg zur Erde betreten hat, Leichte und Lockerheit erfüllen seine Spielwelt; Reigen, Hüpfen und Springen, der Ball, die Schaukel sind sein „liebstes Spielwerk“. Im zweiten Jahrsiebt kündigt sich eine tiefgreifende Veränderung an, die dann im 12. Lebensjahr mit Macht hervortritt: Die Glieder strecken sich; ihr Wachstum beginnt mit den Füßen, setzt sich, von unten beginnend, nach oben in Beinen und Armen fort. Der Körper wird schwer, im Antlitz beginnt der Ausdruck paradiesischer Kindlichkeit zu weichen. Die goldene Kugel ist zu Boden gefallen, schlug auf der Erde auf. Erdenkräfte werden wirksam. Das Einsetzen des Gartenbau-Unterrichts, des Werkens an der Werkbank erfordern den Einsatz von erwachenden Willenskräften; das Zeichnen der Schatten an den Gegenständen, Mineralogie und Physik lenken den Sinn und die Gedanken des Kindes in die Sphäre des unteren Reiches. Wie wird es sich damit ver-

binden können? Am Skelett selbst setzen nun die Bewegungsimpulse des Körpers an, die Bewegungen der Glieder werden hart und ungelent. Und das für uns Erstaunliche: selbst das Denken verändert seinen Charakter, es wird klar und nüchtern und fühlt sich zu Hause in der lateinischen Sprache, die ihre Verwandtschaft mit dem Knochensystem nicht verleugnen kann. Denn genauso logisch, wie sich das Skelett aus innerer Folgerichtigkeit Knochen neben Knochen aufbaut, wird der lateinische Satz Wort für Wort in strenger Abfolge konstruiert. Das dunkle Reich will sich mit dem hellen verbinden! Wünsche, Triebe und Begierden steigen auf und fordern Gehör, das Schwarz wird als Lieblingsfarbe zum Symbol des Lebensalters der „Erdenreife“. Wir können nur hoffen, dass es der Königstochter gelingt, die tief in ihr ruhenden moralischen Kräfte zu wecken, um ihre leichtfertige Intelligenz zu bezwingen und am eigenen Widerstand den Willen zu entwickeln, um den Frosch „aus allen Kräften“ zu entzaubern!

Es ist die besondere Aufgabe der Reifezeit, dass sich das Geistig-Seelische mit dem Physisch-Leiblichen so verwebt, dass der Jugendliche gleichsam wie durch eine Geburt zu einer neuen Menschlichkeit erwacht, die sich auf die Herzkkräfte gründet und das obere und untere Reich harmonisch in sich selbst vereinigt. Beginn und Ende dieses so bewegenden, spannungsgeladenen Lebensalters werden durch die auf die Erde fallende Kugel und die Entzauberung durch den Wurf an die Wand im Bild festgehalten: Höhepunkte wichtiger Lebensschritte zwischen dem 12. und 16. Lebensjahr (6. - 12. Klasse).

Als in der ersten Waldorfschule in Stuttgart im Herbst 1921 die 9. Klasse zur 10. Klasse aufrückte, zeichnete Rudolf Steiner in einem Vortragskurs für die Lehrer das folgende Bild: „Die Funktionen des Kopfes reißen mich aus der Welt heraus; ich kann dasjenige, was ich Sehen, Hören nenne, was zuletzt zum Vorstellen führt, nicht in dieser objektiven Weise in die Welt hineinstellen. Mein Kopf gehört gar nicht in die Welt hinein. Er ist ein Fremdprodukt in dieser irdischen Welt, er ist das Nachbild dessen, was ich war, bevor ich auf die Erde hinuntergestiegen bin. Die äussersten Extreme sind der Kopf und die Beine, und in der Mitte steht – weil da der Wille schon wirkt, aber namentlich wirkt mit dem Gefühl –, dazwischen steht die Arm- und Händeorganisation. Bitte, denken Sie an das, wie da der Mensch durch seinen Kopf eigentlich abgesondert ist, wie er den Kopf hereinträgt aus einer geistigen Welt, wie der Kopf schon physisch eigentlich der Zeuge ist davon, dass der Mensch einer geistigen Welt angehört, und wie der Mensch sich hereinzwängt in die physische Welt dadurch, dass er sich mit seinen Gefühls- und Willensorganen eben den ganzen äusseren Einrichtungen, den äusseren Gesetzen anpasst.“ („Menschenerkenntnis und Unterrichtsgestaltung“, GA302, 17.06.1921).

Hier wird der Kopf zum Bild einer Organisation, die in dem oberen Reich unseres Märchens urständet, während die Füße Willensorgane sind, die der Mensch aus der unteren Welt entwickeln, aus ihr heraus gestalten muss. In der Mitte aber lebt das Gefühl, das in die Hände strömt und hier vom Willen durchdrungen wird. So vermitteln die Hände zwischen dem oberen und dem unteren Reich: Eingangs liessen sie die goldene Kugel nicht zu Boden fallen, sondern immerfort wieder in die Höhe schnellen; zuletzt erlösten sie durch den Wurf an die Wand willenskräftig, antipathisch betont, den Willen aus seiner dumpfen Erdenhülle und ebneten ihm den Weg zum Licht.

Ist uns schon aufgefallen, wie beide „Handlungen“ in die Richtungen des Raumes hineingestellt sind? Zuerst ist es ein Oben-Unten-Verhältnis, ein ständiges Auswiegen von Leichte und Schwere, wie wir es in unserer aufrechten Haltung unbewusst in uns tragen. Dann aber wird diese Senkrechte durch den Wurf an die Wand von einer Waagrechten durchkreuzt, die von uns weg in den Raum hinausführt. Das ist die „Willensrichtung“ von rückwärts nach vorn, in die unsere Füße ganz einseitig eingebunden sind; sie sind so vom Knie- und Fussgelenk gehalten, dass sie sich fast ausschliesslich nur vorwärts auf der Erdoberfläche bewegen können. Von einer solchen Bindung sind die Hände restlos befreit. Sie sind hier gleichsam in den Dienst der Entfaltung des freien Willens gestellt; denn der Frosch kann nicht gehen oder gar schreiten; vielmehr musste er sich mühsam die Marmortreppen im Palast des Königs hinaufquälen, bevor er erlöst wurde. So „zwängte“ sich der Wille durch die Froschgestalt mit Hilfe der Königstochter in die physische Welt hinein, in der er seine Aufgaben erfüllen soll. Das ist kein leichter, sondern ein mühevoller Kampf, der „aus allen Kräften“ gewonnen werden muss! In dieser Durchkreuzung aber werden die Kräfte wach, die vorher noch wie von eisernen Banden umschlossen und zurückgehalten wurden: die Gefühlskräfte, die aus den verborgenen Tiefen des Herzens aufsteigen und nun der besonderen seelischen Färbung der werdenden Persönlichkeit Ausdruck verleihen können. Damit ist auf das neue Reich gewiesen, dem der treue Heinrich Königstochter und Königssohn in der stolzen Kutsche zuführt. Die Gefühlskräfte ergänzen das Achsenkreuz Oben/Unten, Hinten/Vorn mit dem Rechts/Links, in dem sie sich räumlich orientieren, körperlich repräsentiert durch die Hände, die zwar, jede für sich, in völliger Unabhängigkeit voneinander „handeln“ können, sich durch ihre spiegelbildliche Gestalt aber zur Einheit ergänzen. Sie werden von den Herzkräften der Mitte getragen, die von hier aus den Händen zuströmen. Nun erst ist der Mensch im Erdenraum richtig angekommen. Er allein kann sich so in die drei Dimensionen des äusseren Raumes hineinstellen und vom Kreuzungspunkt der Mitte aus seine Persönlichkeit weiter ausgestalten.

Im Märchen spielt der eiserne Heinrich, wie es scheint, eher eine untergeordnete Rolle. Aber so, wie zwei aus verschiedenen Richtungen kommende Strahlen in einem Punkt zusammenfinden und hier in ihrer Kreuzung ein ganz neues Ereignis hervorrufen, so führt der eiserne Heinrich die zwei königlichen Strömungen in dem Punkt zusammen, aus dem, obwohl er nur winzig klein ist, neue Impulse erwachsen können. So gesehen wird uns nochmals bestätigt, dass die Überschrift den eisernen Heinrich nicht zu Unrecht erwähnt.

Wir spüren die innere Verwandtschaft der Bilder des Märchens mit der plastisch-bildhaften Sprache Rudolf Steiners, in der er uns diese Zeit der Erdenreife des jungen Menschen schildert, die etwa mit der 10. Klasse ihren Abschluss findet. Rudolf Steiner bezeichnet diesen Zeitpunkt als ein „ganz bestimmtes wichtiges Lebensalter“, als einen „grossen Moment“, nicht nur im Entwicklungsgang des einzelnen jungen Menschen, sondern für die ganze Schulgemeinschaft. Was wir heute bewusst in der Pädagogik beobachtend erfahren und mit Hilfe der Menschenkunde Rudolf Steiners durchschauen können, wurde früher unbewusst erlebt und in Bilder gekleidet, die das Kind begleiten und ihm Kraft geben sollten, damit es seinen Weg in das letzte Reich des Märchens mutig bestehen kann.

Der Froschkönig oder der eiserne Heinrich

In den alten Zeiten, wo das Wünschen noch geholfen hat, lebte ein König, dessen Töchter waren alle schön, aber die jüngste war so schön, daß die Sonne selber, die doch so vieles gesehen hat, sich wunderte, so oft sie ihr ins Gesicht schien. Nahe bei dem Schlosse des Königs lag ein großer dunkler Wald, und in dem Walde unter einer alten Linde war ein Brunnen; wenn nun der Tag sehr heiß war, so ging das Königskind hinaus in den Wald und setzte sich an den Rand des kühlen Brunnens, und wenn sie Langeweile hatte, so nahm sie eine goldene Kugel, warf sie in die Höhe und fing sie wieder; und das war ihr liebstes Spielwerk.

Nun trug es sich einmal zu, daß die goldene Kugel der Königstochter nicht in ihr Händchen fiel, das sie in die Höhe gehalten hatte, sondern vorbei auf die Erde schlug und geradezu ins Wasser hineinrollte. Die Königstochter folgte ihr mit den Augen nach, aber die Kugel verschwand, und der Brunnen war tief, so tief, daß man keinen Grund sah. Da fing sie an zu weinen und weinte immer lauter und konnte sich gar nicht trösten. Und wie sie so klagte, rief ihr jemand zu: »Was hast du vor, Königstochter, du schreist ja, daß sich ein Stein erbarmen möchte.« Sie sah sich um, woher die Stimme käme, da erblickte sie einen Frosch, der seinen dicken häßlichen Kopf aus dem Wasser streckte. »Ach, du bist's, alter Wasserpatscher,« sagte sie, »ich weine über meine goldene Kugel, die mir in den Brunnen hinabgefallen ist.« »Sei still und weine nicht,« antwortete der Frosch, »ich kann wohl Rat schaffen, aber was gibst du mir, wenn ich dein Spielwerk wieder heraushole?« »Was du haben willst, lieber Frosch,« sagte sie, »meine Kleider, meine Perlen und Edelsteine, auch noch die goldene Krone, die ich trage.« Der Frosch antwortete: »Deine Kleider, deine Perlen und Edelsteine, und deine goldene Krone, die mag ich nicht; aber wenn du mich lieb haben willst und ich soll dein Geselle und Spielkamerad sein, an deinem Tischlein neben dir sitzen, von deinem goldenen Tellerlein essen, aus deinem Becherlein trinken, in deinem Bettlein schlafen: wenn du mir das versprichst, so will ich hinuntersteigen und dir die goldene Kugel wieder herausholen.« »Ach ja,« sagte sie, »ich verspreche dir alles, was du willst, wenn du mir nur die Kugel wieder bringst.« Sie dachte aber: »Was der einfältige Frosch schwätzt, der sitzt im Wasser bei seinesgleichen und quakt, und kann keines Menschen Geselle sein.«

Der Frosch, als er die Zusage erhalten hatte, tauchte seinen Kopf unter, sank hinab und über ein Weilchen kam er wieder heraufgerudert; hatte die Kugel im Maul und warf sie ins Gras. Die Königstochter war voll Freude, als sie ihr schönes Spielwerk wieder erblickte, hob es auf und sprang damit fort. »Warte, warte,« rief der Frosch, »nimm mich mit, ich kann nicht so laufen wie du.« Aber was half ihm, daß er ihr sein quak quak so laut nachschrie als er konnte; sie hörte nicht darauf, eilte

nach Haus und hatte bald den armen Frosch vergessen, der wieder in seinen Brunnen hinabsteigen mußte.

Am anderen Tage, als sie mit dem König und allen Hofleuten sich zur Tafel gesetzt hatte und von ihrem goldenen Tellerlein aß, da kam, plitsch platsch, plitsch platsch, etwas die Marmortreppe heraufgekrochen, und als es oben angelangt war, klopfte es an der Thür und rief: »Königstochter, jüngste, mach mir auf.« Sie lief und wollte sehen wer draußen wäre, als sie aber aufmachte, so saß der Frosch davor. Da warf sie die Thür hastig zu, setzte sich wieder an den Tisch, und war ihr ganz angst. Der König sah wohl, daß ihr das Herz gewaltig klopfte und sprach: »Mein Kind, was fürchtest du dich, steht etwa ein Riese vor der Thür und will dich holen?« »Ach nein,« antwortete sie, »es ist kein Riese, sondern ein garstiger Frosch.« »Was will der Frosch von dir?« »Ach lieber Vater, als ich gestern im Walde bei dem Brunnen saß und spielte, da fiel meine goldene Kugel ins Wasser. Und weil ich so weinte, hat sie der Frosch wieder heraufgeholt, und weil er es durchaus verlangte, so versprach ich ihm, er sollte mein Geselle werden, ich dachte aber nimmermehr, daß er aus seinem Wasser heraus könnte. Nun ist er draußen und will zu mir herein.« Indem klopfte es zum zweitenmal und rief:

»Königstochter, jüngste,
mach mir auf,
weißt du nicht, was gestern
du zu mir gesagt
bei dem kühlen Brunnenwasser?
Königstochter, jüngste,
mach mir auf.«

Da sagte der König: »Was du versprochen hast, das mußt du auch halten; geh nur und mach ihm auf.« Sie ging und öffnete die Thür, da hüpfte der Frosch herein, ihr immer auf dem Fuße nach, bis zu ihrem Stuhl. Da saß er und rief: »Heb mich herauf zu dir.« Sie zauderte, bis es endlich der König befahl. Als der Frosch erst auf dem Stuhl war, wollte er auf den Tisch, und als er da saß, sprach er: »Nun schieb mir dein goldenes Tellerlein näher, damit wir zusammen essen.« Das that sie zwar, aber man sah wohl, daß sie's nicht gerne that. Der Frosch ließ sich's gut schmecken, aber ihr blieb fast jedes Bißlein im Halse. Endlich sprach er: »Ich habe mich satt gegessen, und bin müde, nun trag mich in dein Kämmerlein und mach dein seiden Bettlein zurecht, da wollen wir uns schlafen legen.« Die Königstochter fing an zu weinen und fürchtete sich vor dem kalten Frosch, den sie sich nicht anzurühren getraute, und der nun in ihrem schönen reinen Bettlein schlafen sollte. Der König

aber ward zornig und sprach: »Wer dir geholfen hat, als du in der Not warst, den sollst du hernach nicht verachten.« Da packte sie ihn mit zwei Fingern, trug ihn hinauf und setzte ihn in eine Ecke. Als sie aber im Bette lag, kam er gekrochen und sprach: »Ich bin müde, ich will schlafen so gut wie du; heb mich herauf, oder ich sag's deinem Vater.« Da ward sie erst bitterböse, holte ihn herauf und warf ihn aus allen Kräften wider die Wand: »Nun wirst du Ruhe haben, du garstiger Frosch.«

Als er aber herab fiel, war er kein Frosch, sondern ein Königssohn mit schönen freundlichen Augen. Der war nun nach ihres Vaters Willen ihr lieber Geselle und Gemahl. Da erzählte er ihr, er wäre von einer bösen Hexe verwünscht worden, und niemand hätte ihn aus dem Brunnen erlösen können als sie allein, und morgen wollten sie zusammen in sein Reich gehen. Dann schiefen sie ein, und am anderen Morgen, als die Sonne sie aufweckte, kam ein Wagen herangefahren mit acht weißen Pferden bespannt, die hatten weiße Straußfedern auf dem Kopf, und gingen in goldenen Ketten, und hinten stand der Diener des jungen Königs, das war der treue Heinrich. Der treue Heinrich hatte sich so betrübt, als sein Herr war in einen Frosch verwandelt worden, daß er drei eiserne Bande hatte um sein Herz legen lassen, damit es ihm nicht vor Weh und Traurigkeit zerspränge. Der Wagen aber sollte den jungen König in sein Reich abholen; der treue Heinrich hob beide hinein, stellte sich wieder hinten auf und war voller Freude über die Erlösung. Und als sie ein Stück Weges gefahren waren, hörte der Königssohn, daß es hinter ihm krachte, als wäre etwas zerbrochen. Da drehte er sich um und rief:

»Heinrich, der Wagen bricht.«

»Nein, Herr, der Wagen nicht,
es ist ein Band von meinem Herzen,
das da lag in großen Schmerzen,
als ihr in dem Brunnen saßt,
als ihr eine Fretsche (Frosch) wast (wart).«

Doch einmal und noch einmal krachte es auf dem Wege, und der Königssohn meinte immer, der Wagen bräche, und es waren doch nur die Bande, die vom Herzen des treuen Heinrich absprangen, weil sein Herr erlöst und glücklich war.